

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

14.

Dieser Kirmestag bedeutete eine ernste Krise in Germainens Leben. Eine rätselhafte Banalität blieb ihr davon zurück. Cachaprès erster Kuß hatte ihr ohnedies schon schwaches Fleisch in wilden Aufruhr versetzt. Wie die Pflugschar in die Scholle dringt, so hatte sie seinen Kuß in sich eindringen gefühlt, schrecklich und wonnevoll zugleich. Der nächste Morgen verging mit beängstigenden Träumereien. Mitten in ihren häuslichen Beschäftigungen wurde sie von einer weichen Verfallenheit übermannt. Die Erinnerung an die Vorfälle des gestrigen Abends wirkte wie lähmend auf sie. Nur mechanisch bewegten sich ihre Hände, während ihre Gedanken weitab irrten.

Zu Mittag brachten die Pferde einen Wagen frischgeschnittenen Klee nach Hause. Die strohende Fülle seiner Blätter zwängte sich durch die großen Leitern, und aus dem dunkelgrünen Gewirr leuchteten vereinzelt gerillrote Mohnblüten. Nachdem die Pferde abgeschirrt worden waren, blieb der Leiterwagen unter der Toreinfahrt stehen. Hier war's angenehm schattig und frisch, während überall sonst die Sonne brannte. Wie ein weiches, kühles Lager lockte der üppige, grüne Klee zu erquickendem Schlummer.

In der Küche waren Käse, Blechlöffel, Messer und Gabeln auf dem langen Esstisch vorbereitet. Ein Duft von Specksuppe und Schweinefett zog sich durchs Haus. Es war Essenszeit.

Nun erscholl das Klapperen hölzerner Schube auf den steinernen Fliesen, sich in der Richtung des Küchentisches verlierend. Die Knechte und Mägde kamen vom Felde heim; sie setzten sich auf niedrige Holzstühle um den Tisch herum und begannen wader zu schmausen. Ihr mächtiger Hunger hielt die klappernden Bestecke in unansahelicher Bewegung, geräuschvoll wurde manch kräftiger Schluck durch die Kehle gejagt. Die raue, rissige Haut über den Backenknochen glänzte, als funkelte noch etwas von dem Feuer der Sonne in ihr. Vom Garten her drangen gelbliche Sonnenflecke durch die geöffneten Fenster, zitterten auf den weißgetünchten Wänden und vergoldeten die geblickten Nacken der Schmausenden. Als das Mahl seinem Ende entgegenging, ermatteten allmählich die Raugeräusche. Schlaftrunken schlief sich einer nach dem anderen in den Schatten der Hecken oder Scheunen, um ein wenig zu nicken.

Germaine, sonst eine rüstige Arbeiterin, pflegte nach dem Mittagmahl den Spülmagden beim Waschen des Geschirrs behilflich zu sein; und wenn das Gefinde erwachte, standen die Teller längst wieder Spiegelblank auf dem Bord. Doch heute hatte die Müdigkeit auch sie übermannt; träge gähmend, refelle und debnte sie sich, und dachte, wie angenehm es sein müßte, sich ein wenig niederzulegen wie die anderen.

Zust unter der Einfahrt wühlte der Klee beladene Wagen sein kühles Blätterlager. Einen Fuß aufs Rad stützend, schwang sie sich hinauf und ließ sich mit einem Ruck auf die Blätter fallen, in denen ihr Körper allso gleich versank.

Der Pacht Hof ruhte in tiefstem Frieden: im Hof und auf den Gängen schien alles Leben erstorben. Das in den Scheunen aufgeschweherte Stroh entzündete wahre Backofen gluten. Als auf der Schwelle des Stalles ein Bündel Grünfuter ausgestreut ward, entströmten den kühlen Gräsern weißliche Dämpfe. Germaine schloß die Augen und versuchte zu schlafen. Wohlküstig fühlte sie auf ihrer Haut die angenehme Kühle des Klees. Lässig wühlten ihre Hände in feinen fastigen, dunkelgrünen Blättern. Ihre Taille war leicht geöffnet, und eine linde Brise strich lieblosend über ihre Haut. Da mußte sie an Cachaprès' leise Berührung denken, mit der er sie gestern scherzend zwischen Manschette und Handschuh gefittelt hatte. Und nun dachte sie wieder an jenen brutalen Kuß, den er ihr auf die Lippen gedrückt.

Eigentlich war sie doch recht lörricht, sich so zu zieren. Hatten nicht auch andere Frauen ihres Bekanntenkreises Verhältnisse gehabt? Sie war doch nicht mehr so jung; da sich

kein Freier melden wollte, würde sie einfach einen Liebhaber nehmen. In gerade so gut wie einen anderen.

Nun begann sich in ihrem ohnedies bereits schlaffer gewordenen Gewissen ein arger Kampf zu entspinnen. Das war schlecht, grundschlecht, sich solchen Gedanken hinzugeben! Wer war denn Cachaprès? Ein Bagabund, einer, den man verleugnen mußte. Und ein leises Bedauern regte sich in ihr, daß es kein anderer sein konnte: ein Pächtersohn, selbst nur ein Förster. Den hätte sie nach Herzenslust geliebt, später dann geheiratet, und alles wäre in bester Ordnung gewesen.

Heiraten! Was kümmerte sie das! Sie wollte nichts anderes als einen Mann ihrer Wahl, einen kraftvollen Burschen, wie zum Beispiel diesen. Sie haßte alles, was nicht robust, tapfer und verwegen war und sich in der Welt zu behaupten vermochte. Robust war auch sie; und wieder mußte sie an jenen jungen Izzard denken, diesen armseligen Altmenschen, der nicht einmal genügend Kraft besaß, um mit ihr zu tanzen! Während er dagegen! — Nun führten sie ihre Gedanken wieder zu jenem Augenblicke zurück, da er sie durch die zurückweichenden Massen mit sich gerissen hatte. Wie er sie, einer Feder gleich, mit seinen starken Armen emporgehoben, dem ganzen Saale zum Troß! Das war ein Mann! Und sie hörte das Flüstern seiner Stimme: „Willst Du, daß ich sie alle niedererschlage?“ Schade, daß sie nicht ja gesagt! Das wäre drollig gewesen!

Und dieser Mann liebte sie. Wenn ein Mann ein Mädchen nicht ernstlich liebt, stellt er ihr nicht so hitzig nach. Er hatte so zärtliche Worte für sie, wie Liebe allein sie nur findet. Und lächelnd wiederholte sie sich alle, die ihr noch in Erinnerung waren. Schließlich, warum sollte er sie auch nicht lieben? Er liebte sie auf seine Art, gewalttätig und faust zugleich. So ungefähr hatte auch sie sich die Liebe vorgestellt. Die Tiere lieben nicht anders.

Und vielleicht ließe sich doch eine Möglichkeit finden, ihn zum Geliebten zu haben, ohne daß jemand etwas ahnte. Es hieße nur, schlau sein. Man würde sie darum auch nicht gleich verdammten, bloß weil sie sich noch als Mädchen ein wenig amüßieren wollte. Späterhin wäre für dergleichen keine Zeit. Mit den Jahren verliert man den Geschmack an der Liebe. Oder man heiratet, ohne je die Freuden eines kleinen Abenteuerers erlebt zu haben. Und ist die Liebe dem Menschen nicht von der Natur mit auf die Welt gegeben?

Zu der Rauheit dieser Auffassung kam noch die auf allen Dingen lastende Schwüle. Das sonnendampfende, tieflaue Firmament hauchte einen vernichtenden Atem aus. Das Brummen der Fliegen schläferte ihre Gedanken ein, und wie aus weiten Fernen vernahm sie das Schnauben der Kühe und das Scharren der Pferde in den Ställen. In den Scheunen sah sie im Stroh die langgestreckten Gestalten der Schläfer, von deren halbgeöffnetem Munde ein deutlich hörbares Schnarchen drang. Im Taubenschlag gurrten die Taubchen. Und bisweilen gaderte ein Huhn in die schläfrige Stille des Hauses.

Mitten im Hof lag ein Düngerhaufen in Form eines braunen, viereckigen Blockes, einer unburchdringlichen Mauer. Dort, wo die Exkremente schon in Ferie übergingen, hatten sich kleine Hügel und Einbuchtungen gebildet, die an manchen Stellen zu schmelzen begannen. Tiefer unten lag ein fauliger, schwärzlicher Brei von älteren, überreichenden Dejekten. Darüber häufte sich die frischere Streu, und auf dieser züngelten die rötlich goldenen Halme des noch tropfnassen Strohes. Und mitten in all dieser Verwesung regte sich's von drängendem, gärendem Leben. Aus den Tiefen wallte es fettam auf, kribbelte und quirlte es von larvigem Lebewesen. Myriaden Embryonen krochen aus; unsahbare Geräusche brodelten in seinen finsternen Tiefen; und unter dem äußeren Scheine des Todes pulste ein neues Leben. Wie für den Garten und fürs Feld, war auch für den Düngerhaufen die Stunde der Liebe gekommen. Die Sonne sandte ihren Strahlenbrand inmitten all dieses Sequirals. Wie Säure rieselte es aus den fettigen, dampfenden, wüchtigen Massen hervor, und heiße Dämpfe stiegen stoffweise empor. Und ein wahrhaft desilenzialischer Gestank wie Sumpf- und Stallgeruch entströmte dem Brei, als wären alle Verwesungsdüfte der Erde bemüht, einander den Vorrang abzukaufen. Auf den Kuh-

fladen wimmelten Fliegenschwärme. Der Schweinejauche entquollen ägende Gerüche und stumpf trodene dem Pferdekot. Und das alles vereinigte sich zu einem Strom nervenaufreizender Dünste, die allmählich Germainens Sinne vollständig umnebelten.

Eine wüthende Qual wühlte in ihr; weniger als an Liebe dachte sie an den Mann, an Befriedigung ihrer Triebe. Die Natur schuf das Weib, zu lieben und zu gebären und Kinder zu warten. Und alle diese Freuden waren ihr verlag. In ihrem hochmütigen Stolz hatte sie keinem einzigen Mann Gnade vor ihren Augen gewährt. Und wie sie sich nun mitten in der lachenden Pracht der brünstigen Fluren so einsam fühlte, übermannte sie ein nagender, tränenarmer Schmerz.

15.

„Germaine,“ klang eine Stimme hinterm Wagen.

Sie richtete sich auf ihren Ellenbogen auf.

„Du bist's? Hier?“

Das klang freudig überrascht. Sie wußte ihm Dank, daß er gerade in diesem Augenblicke kam, da sie in dem Gefühl ihrer Einsamkeit fast zusammengebrochen wäre. Er nickte nur zur Bestätigung, um seine Lippen spielte ein Lächeln; und beide verharrten sie stumm in Betrachtung verloren. Dann begann er:

„Ich bin hergekommen, weil ich Dir eine Menge zu sagen hatte. Jetzt weiß ich aber nicht mehr, was. Und dann — 's hat mir keine Ruhe gelassen, daß ich gestern so schlecht zu Dir gewesen bin. Ich red' wie ich denke. Mein Wort, ich war besoffen. Man hat schon solche Tage . . . Aber, Du darfst mir's nicht nachtragen; ich bin wieder ganz vernünftig, ich werd' es nimmer tun.“

Er sprach voll Zerknirschung zu ihr: in seinem pfliffigen Gesicht lag's wie freiwillige Selbsterniederung. Mit hängenden Schultern, eingezogenem Hals sah er aus, als wollte er sich ganz klein vor ihr machen, um sie seine gestrige Gewalttätigkeit vergessen zu lassen. In seinen Augen glänzten Tränen. Sie vermochte nicht ihre Blicke von seinem täppisch-verlegenen Lächeln abzuwenden.

„Na, Du mußt immerhin zugeben, daß Du ein bißchen zu weit gegangen bist,“ erwiderte sie endlich.

Ihre Hände wühlten im Klee und zerpflückten mechanisch die Blätter.

„Germaine,“ sprach er nach einer Pause.

„Was willst Du?“

„Sag', daß alles aus ist! Ich bin ja wirklich nicht schlecht. Aber, wenn Du's befiehlt, so komm' ich nie wieder, wird alles aus sein zwischen uns. Du bist wieder das Fräulein Gulotte und ich Hubert, der Wilderer — wie früher. Aber Du darfst mir nicht mehr böse sein. — Germaine, gib mir die Hand, sag', daß alles zu Ende ist!“

Sie reichte ihm die Hand. Er nahm sie und hielt sie fest. Im stillen dachte sie sich, daß er doch recht gutmüthig sein müsse.

„Also, ist's Dein Ernst, daß Du nie mehr so etwas tun wirst?“

„Sicherlich!“

Seine Stimme klang treuherzig, ohne eine Spur von Hintergedanken. Dann schwiegen sie wieder und prüften sich mit lächelnden Blicken.

Er hatte schmutzige Hände und entzündete Lider. Sie forschte nach der Ursache. Da gestand er ihr, daß er die ganze Nacht im Walde gelegen und um sie geweint habe. Dabei blinzelte er hurtig mit den Lidern, um sie noch röter erscheinen zu lassen.

„Du Lügner,“ sagte sie achselzuckend.

Aber er schwur heilige Eide, daß er die Wahrheit geredet habe.

Da er im Eifer die Stimme erhob, legte sie ihm ihre Finger auf den Mund:

„Sei still!“

„Was, Schweigen soll ich, wenn man mich Lügner nennt?“

Er stellte sich arg empört. Sie hörte gerne, daß er sich verteidigte; sie war so glücklich, ihm glauben zu dürfen. Es befriedigte ihre Eitelkeit, daß er eine ganze Nacht um sie geweint hatte. Ihr Zorn war mit einem Male verraucht, eine Weichheit lag ihr in Blicken und Stimme.

„Komm ein bißchen herunter,“ bat er. „Unter den Apfelbäumen läßt sich's viel besser plaudern.“

Er hielt noch immer ihre Hand in der seinen und versetzte ihr rückwärts, leichte Stöße, wie um sie in ganzer Gestalt herunterzuziehen. Sie aber schüttelte verneinend den Kopf;

er bat immer eindringlicher. Daraufhin setzte sie ihm ihre Gründe auseinander. Der Wächter müsse schon jeden Augenblick erwachen, ebenso ihre Brüder. In dem Momente, da man auch nur das Geringste ahnte, könnte sie ihn nie mehr sehen.

„Ich werd' Dir meine Schlinge zeigen. Das wird Dir Spaß machen,“ sagte er. Und dann erzählte er ihr von seinen nächtlichen Wanderungen im Walde. Manches Mal mußte er gegen Tiere kämpfen. Einmal habe er einen lebenden Rehbock mitten im Laufe eingefangen. Von seiner Jägerleidenschaft fortgerissen, schilderte er ihr alle kleinsten Details, beschrieb ihr das Schweigen des nächtlichen Waldes und imitierte das flüchtige Guscheln des Wildes.

Sie hörte ihm aufmerksam zu, die Blicke starr auf ihn geheftet. Das Försterblut ward wieder rege in ihr. Als kleines Kind, in den seltenen Augenblicken, da der Vater beredter wurde, hatte sie Ähnliches gehört, doch in ganz anderer Art vorgebracht, mit den schwerfälligen, polternden Worten eines nur wenig redegewandten Erzählers. Und als diese Erinnerungen in ihr erwachten, ergriff sie die Sehnsucht, im Walde herumzustreifen. Das Mysterium des Weidwerkes lodte auch sie. Und sie sagte, wie leid es ihr täte, daß sie nicht ein Mann sei, um mit ihm zu jagen und die spannende Sensation eines Büschganges zu genießen.

Er begann zu lächeln.

„Komm mit mir,“ bat er. „Ich zeig' Dir meinen falschen Bart. Manches Mal muß ich mich wegen der Wächter verkleiden. Man kann gar nicht vorsichtig genug sein. Dann mach' ich mich ganz, ganz klein — siehst Du, so — und spring' wie ein Kaninchen durchs Gebüsch. — Und manches Mal wickelt man sich in eine Rehhaute, dann schaut man selbst aus wie ein Tier. Das ist recht drollig.“

(Fortsetzung folgt.)

Herr Jurko Czarinski.

Von Friedrich Werner von Oestéren.

(Schluß.)

Es schlug zehn Uhr, als der Tischler den Bruder in dessen Arbeitszimmer zurückführte. Nun sahen die beiden einander dicht gegenüber, nur durch ein kleines Tischchen getrennt. Jurko trank Kaffee und Schnäpfe und sog an einer schweren Zigarre, während Jasiel bloß den Rauch aus einer langen Pfeife blies.

„In einer Stunde fahre ich, Jasiel,“ sagte der Tischler.

„Du fährst fünfundzwanzig Minuten zur Station. Um elf Uhr siebenundzwanzig kommt der Zug und fährt um elf neunundzwanzig weiter. Du willst wohl mit diesem Zuge fort? Ich vermute.“

„Ja, Jasiel,“ bestätigte Jurko, „das will ich. Ah! Ich sage Dir, das Leben ist verteuert schön.“ Er redete sich im Vollbewußtsein seiner Kräfte und seines Glückes und leerte auf einen Zug ein volles Schnapsglas.

„Willst Du mir jetzt nicht Deine ganze Tollkühnheit erklären, mein Sohn?“ fragte der Krawiecer mit nachsichtigem Lächeln.

„Natürlich will ich, Bruder. Natürlich.“ Jurko richtete sich auf, seine Augen leuchteten, seine Muskeln spannten sich, und seine Stimme klang froh erregt. „Also hör nurl! Da bekomme ich gestern früh einen kleinen Brief, düstig und süß und — —“

„Aus Petersburg?“ unterbach Jasiel.

Der Bruder nickte. „Von Jhr.“

„Also noch immer die alte Liebe? Drei Jahre lang? Jurko, werde mir nicht alt!“

Der Tischler lachte, daß es bröhnte. „Keine Angst, Väterchen Jasiel! Hätte ich die drei Jahre mit ihr verbracht, und fühlte ich dann noch heute für sie, wie ich eben fühle, dann wäre allerdings die Angst, daß ich alt werde, verteuert begründet. Aber so! Zweimal habe ich sie in den drei Jahren gesehen, und immer nur für zwei, drei Tage. Aber was das für Tage waren, Jasiel, was für Tage! Ah!“ Er schloß die Augen und atmete tief.

Der Bruder betrachtete ihn liebevoll. „Aber treu bist Du ihr nicht geblieben,“ meinte er dann lächelnd.

Jurko entblöhte lachend seine weichen Zähne. „Unmögliches verlangt auch sie nicht. Aber ist denn das nicht Treue, wenn ich mich nach drei Jahren genau so wild auf das Wiedersehen freue wie im ersten Jahr?“

„Man kann es so deuten,“ erklärte der Krawiecer nachdenklich.

„Vielleicht hast Du recht. Aber erzähl nun!“

„Ja. In dem Brief also steht, daß sie heute nacht hier durchfährt nach Wien und Schlafwagenplätze hat für sich und ihren Mann.“

„Was? Bist Du toll. Und da willst Du — —?“ fuhr Jasiel auf.

„Daß aber der Mann nicht fährt,“ fuhr der Wischlow blinzelnd fort, „sondern erst in fünf Tagen oder, wenn Gott ein guter Gott ist, noch später nachkommt.“

Jasiel atmete erleichtert auf. „Ach sol Und da schreibst Du mir sofort den tollen Brief, den ich gestern früh bekam, und — hui — fährt nun.“

„Ich war ja so aufgereg, Bruder, so aufgereg über ihren Brief; ganz toll wurde ich. Denk nur, ein Wiedersehen nach zehn, nein esfeinhalf Monaten, und gleich für fünf Tage oder noch länger!“

„Und da läßt Du alles liegen und stehen, und Dein Hab und Gut kann zum Teufel gehen, wenn Du nur rasch in ihre Arme kommst.“ schalt der Aeltere.

„Keine Stunde Seligkeit darf man verlieren, keine Stunde,“ erklärte Jurko überzeugt. „Dazu ist das Leben zu lumpig kurz bemessen und das Alter zu rasch einem auf die Fersen.“

„Und da soll wohl ich dafür sorgen, daß in Wischlow die Ernte eingebracht wird?“

Jurko lächelte verschmüht. „Sollst Du nicht, mein armes, gestrenges Väterchen.“

Der Krawiecer sah den Bruder streng an. „Und das willst Du den Schuften überlassen, den Knechten? Vor drei Tagen hattest Du doch erst die Hälfte eingebracht. Die ganze andere Hälfte willst Du auf Treu und Glauben denen überlassen? So wirst Du mit Deinem Vermögen? Das erlaub' ich nicht, mein Sohn! Du wirst dableiben und fährst erst, wenn alles fertig ist. Bist eben auf zwei oder drei Tage Deiner Seligkeit verzichtet.“

Auf dem Antlitz des Wischlowers sah das Lächeln wie eingemeißelt; die zürnende Mahnung des Bruders vermochte es nicht zu verwischen. „Nicht auf eine halbe Stunde verzichte ich, Jasiel. Aber ich bitte Dich, mein treues, liebes Väterchen, reg Dich nicht auf!“

„Da soll man nicht . . .“ Inurrte der Krawiecer.

„Mein, da soll man nicht,“ bestätigte der Jüngere. „Hör zu! Ich bekomme also ihren Brief, und mein Entschluß steht fest. Ich schreibe Dir rasch, um nicht eine halbe Minute überflüssig zu verlieren. Und dann gehe ich und rufe mein ganzes Dorf zusammen und sage: „Kinder, wenn morgen die Sonne untergeht, muß die ganze Ernte eingebracht sein!“ Die Leute sehen mich an wie einen Narren. Ich werf meinen Rod ab und schreie: „Vorwärts! An die Arbeit!“ — „Das ist unmöglich, Herr,“ schreit dort einer und dort einer. Und da gehe ich auf so einen zu. „Wer das noch einmal sagt, den erwürge ich mit diesen Händen! Auf der Stelle,“ erkläre ich sehr ruhig. Und da hat keiner mehr sein verdammtes Maul aufgemacht, wie ich wieder sage: An die Arbeit, Leute! Aber gearbeitet haben sie alle, und ich habe es für zehn getan!“

Jasiel sah den jüngeren Bruder mit großen Augen an. „Du wirst mir doch nicht erzählen wollen, daß Du fertig geworden bist?“ Jurko lachte. „Jasiel — tausend Kronen für jede Garbe, die Du noch auf einem Wischlower Feld entdeckst!“

Der Krawiecer blieb eine Zeitlang stumm; dann sah er den Bruder mit Blicken an, in denen Stolz und Liebe leuchteten. „Ich verdammt alter Krüppel kann nicht allein aufstehen. Komm Du also zu mir, mein Sohn, und laß Dich umarmen!“

Und Jurko erhob sich und küßte den Aelteren herzlich auf beide Wangen.

„Dann natürlich,“ meinte Jasiel. „Dann hast Du Dir Dein Essen heute verdient und — und jede Minute Deiner Seligkeit.“

Der Wischlower blickte auf seine Uhr. „In einer halben Stunde fahre ich, Jasiel. Du, es lohnt sich zu leben! Das Leben ist vernebelt schön.“

Der Sieche mochte darüber zwar anders denken; aber er wollte jetzt die glückliche Stimmung des Bruders nicht verderben und nicht bekräftigend. Dann mußte Jurko erzählen, und Jasiel hörte voll Freude zu, wie alles vor sich gegangen, und wie reich und schön die Ernte in diesem Jahr war. Und die beiden Gzarinskis sprachen nun als erste Männer von den Getreidepreisen und ihren Vermögensverhältnissen.

„Ein gutes Jahr, Jurko, ein ausgezeichnetes Jahr,“ sagte der Krawiecer gerade.

Da tönte unten vom Hofe ein Schrei herauf, dem andere folgten in wüstem Stimmengewirr.

Die Gzarinskis horchten.

„Kann ich das Fenster aufmachen, Jasiel, und fragen was los ist? Oder fürchtest Du die Nachtlust?“ fragte der Wischlower.

„Nach nur auf,“ sagte der Bruder.

Da wurde die Türe ungestüm aufgestoßen.

Jurko wandte sich und fuhr zusammen. Das war der Michal aus Wischlow. Wie kam der Mensch her? Wie sah er aus? Totenbleich im Antlitz, die Reittiefel mit Schaum und Blut bedeckt. Was war da geschehen?

„Michal,“ schrie Herr Jurko Gzarinski auf. Der Bursche atmete tief, atmete und rang der trockenen Kehle ein Wort ab. „Feuer, Herr,“ stieß er endlich hervor.

Abermals schrie Jurko auf, und Jasiel war von der jähen Erregung so überwältigt, daß er sich sogar aus eigener Kraft vom Sitz zu erheben vermochte.

Der Wischlower packte seinen Knecht und schüttelte ihn, daß er auf beide Knie sank. „So rede doch,“ brüllte er. „Hund Du, wo brennt?“

„Das Schloß brennt, Herr,“ stammelte Michal mit klappernden Hähnen. Jurko atmete tiefer. „Lösch! Jasiel schick all Deine Leute lösch! Nur die Scheune darf nicht brennen.“

„Herr,“ stammelte der Bursche wieder, „Herr, alles umsonst, wenn der Herr nicht kommt! Es rührt sich keiner vor — vor lauter Angst.“

Und wieder schrie der Wischlower Gzarinski auf. Wie das Heulen eines wilden Tieres klang es. Und dann rannte er aus dem Zimmer. Sinauf, die Treppe hinauf auf den Turm. Von dort konnte man ja —

Jetzt stand er oben. Dort, dort am Ostrande ein greller Feuerstreif: das brennende Wischlow. Das konnte nicht mehr das Haus allein sein; nun hatte auch die Scheune Feuer gefangen! Seine Garben standen dort in Flammen; der rote Feuerstreif, der ihn grüßte, war sein verfohlendes Vermögen.

Die Leute, die unten auf dem Hofe durcheinander rännten und schrien, blieben jäh stehen und erblaßten. Aus den Lüften scholl ein furchtbares Brüllen zu ihnen herab, tönte der Schrei eines verdröhnenden Riesen.

Herr Jurko jagte vom Turme die Treppe herab, als die Uhr oben elf schlug.

„Jan! Jan!“

Der Wagen stand fahrbereit, Jan sah auf dem Kutschbod, neben ihm stand der kleine Koffer. Unruhig schnaubten und rissen die Pferde. Ihr Lenker vermochte sie kaum zu halten, denn ihm fehlte alle Kraft, durch seinen Leib gingen Schauer, er weinte, weinte wie ein Kind.

„Elf Uhr, Jan. Fahr zu!“ Jurko sprang in den Wagen, daß sich die Ferkeln bogen.

Aber der Kutscher brachte die Pferde nicht vom Fleck. Er schlugte laut auf. „Wischlow brennt.“ Und die Peitsche entgitt seiner Hand. Da sprang sein Herr vom Sipe. Sein Antlitz war zornrot. „Hund,“ schrie er, packte den Jan, hob ihn vom Bod und schmetterte ihn auf die Erde. „Die Peitschel!“ Jemand reichte sie ihm im schlecht erleuchteten Dunkel.

Herr Jurko Gzarinski aus Wischlow sah auf dem Bodsiß seines Wagens, neben sich den kleinen Koffer, und schlug wie toll auf die Pferde ein. Und in rasender Fahrt ging es durch das Tor des Krawiecer Schlosses hinaus und der Bahnstation zu. Weit hinten, ferner, ferner leuchtete am Ostrande des Horizontes ein greller Feuerstreif.

Graphik als Wandschmuck.

Die Steinzeichnungen, die schönen bunten, wie wir sie alle kennen, sind gewiß ein trefflicher Wandschmuck. Solch ein gelblich-leuchtendes Kornfeld kann ein Zimmer gar freundlich machen; solch ein strahlendes Himmelblau bringt ein wenig Luftigkeit selbst in die düsterste Hofstube. Ganz gewiß, wir haben diesen großen, bunten Blättern manche heitere Stunde zu danken. Darum wollen wir auch nicht das leiseste Wort gegen sie sagen, wenn wir heute ein wenig Propaganda für die schwarz-weiße Graphik machen.

Es ist ein Doppeltes, was diese Graphik auszeichnet. Zum Ersten: sie wirkt intimer und bringt uns dem Künstler und dem, was er darstellen wollte, wesentlich näher. An dem farbigen Bild haftet stets ein Rest von großer Würde, haftet etwas Feierliches, etwas von Ausstellung und Museum. Die Schwarz-weiß-Zeichnung gibt das, was der Künstler vor der Natur und zugleich in seinem Innersten erlebte, weit unmittelbarer, heftiger und knapper. Die Schwarz-weiß-Zeichnung ist die schnelle Notiz, ist die blühartige Offenbarung; während das Bild mehr dem Auffas gleich, der nach allen Regeln über ein gewähltes Thema geschrieben wurde. Solch ein scheinbar flüchtiges, in Wahrheit aber im höchsten Grade der Ergriffenheit hingeschriebenes Blatt zeigt in jedem Strich die Leidenschaft die den Künstler trieb, ein Gesicht, das ihm die Sinne zutragen, und das sein formbildendes Gehirn in Gestalt brachte, siegesgewiß festzuhalten. Solch eine Zeichnung, mit wenigen Mitteln schnell vollbracht, ganz anspruchslos und fast schweigsam, paßt wohlverwandt in die Abgeschlossenheit eines Wohnraumes. Sichtlich und von strenger Konstruktion, nur das Notwendigste gebend, ist solch eine Zeichnung von der gleichen Lebensart, wie die Möbel unserer Zimmer es sind, oder es wenigstens sein sollten. Herz, fast streng, ehrlich und reißlos erfüllt von persönlicher Hingabe stammt die Zeichnung aus dem gleichen Blut und Geist, aus denen der Charakter aller Werttätigen wuchs. Man kann sie, gleich den Menschen, denen sie zugehört, ganz von nahe sehen, ihre Runen und Runen; man wird dann mit Erstaunen in der Begrenztheit die ungeheure Innigkeit der Darstellung erkennen. Man kann solch eine Zeichnung aber auch von der Wand herab wirken lassen; dann hat sie etwas von dem männlichen Maß und dem ehernen Bau des Volkes.

Das ist das eine.

Das andere läßt sich so ausdrücken: eine Schwarz-weiß-Zeichnung ist in höherem als unsere lieben bunten Wandbilder ein Original. Gewiß, auch diese drei- oder vierfarbigen Lithographien wurden von dem Künstler für ihren bestimmten Zweck erfunden. Zwischen des Künstlers Entwurf aber und dem fertigen Blatt liegt dennoch eine ganze Reihe mechanischer Prozesse, an denen er nur wenig Anteil nehmen konnte. Die Wirkung des

fertigen Bildes hängt erheblich von Vorgängen ab, auf die der Künstler selbst dann keinen Einfluss gehabt hätte, wenn er den Stein für jede einzelne Farbe selber bearbeitet haben würde. (Was er wohl in nur seltenen Fällen tun wird.) Wie dem aber auch sei; das eine ist gewiß: um die Wirkung solcher bunten Steinzeichnungen zu erkennen, muß der Künstler zuvor das fertige Bild in Aquarell- oder Oelfarben hergestellt haben. Es bleibt also in der Tat eine gewisse Kluft zwischen dem ersten künstlerischen Erlebnis und seiner Niederschrift und zwischen dem fertigestellten, durch die Maschine gegangenen Blatt. Es kann dies Maschinenbild den Eigentümlichkeiten einer Reproduktion niemals völlig entgegen. Ganz anders verhält es sich mit solcher schwarzw-weißer Graphik. Sie wurde von dem Künstler direkt auf den Stein gezeichnet. Nicht ein Atom von den Absichten des Künstlers ging verloren; er brauchte weit weniger auf technische Hemmungen Rücksicht zu nehmen, er konnte reiflos das gestalten, wozu es ihn trieb. Und ganz gewiß hat keine fremde, wenn auch noch so tüchtige Hand sich zwischen des Künstlers Steinzeichnung und den papierernen Abzug eingeschaltet. Wohl kann durch die Art, wie das Papier über den Stein gezogen wird, auch durch die Struktur des Papiers eine gewisse Veränderung des letzten endgültigen Ergebnisses herbeigeführt werden; doch sind solche Nuancen zu gering, um irgendetwas an der Tatsache zu ändern, daß jeder dieser Abzüge unentbehrlich die Handschrift des Künstlers zeigt. Die schwarz-weiße Graphik bietet uns Originale; das ist das Zweite, was wir an ihr zu loben haben.

Solche Graphik werden die Mitglieder der beiden Volkshöhen künftighin als Wandschmuck sich in das Zimmer hängen können. Es ist gelungen, bedeutende Künstler dafür zu gewinnen, schwarz-weiße Lithographien in einem entsprechenden Format zu zeichnen. In der Größe von vierzig zu fünfzig Zentimetern, fest und würdig mit braun gebeiztem Eichenholz gerahmt, kosten diese Blätter 2,85 Mk. Das ist außerordentlich billig. Die Herren Bankiers sind gezwungen, für derartige Originallithographien hundert Mark und mehr zu zahlen. Es wird sie schwer ärgern, daß das kunstfreudige Proletariat sich für einen schlecht gewogenen Taler jetzt das gleiche leisten kann. Dies Ergebnis ist die Folge einer Abkehr von der bisher üblichen Unsitte, die lithographischen Steine nach wenigen Abzügen zu zerstören, um so den Preis für die nunmehr seltenen Blätter künstlich in die Höhe zu treiben. Den Vorständen der beiden Bühnen ist es gemeinsam mit dem Kunstverlag Paul Cassirer gelungen, eine Revolutionierung dieser bisherigen kapitalistischen Händler- und Sammlergewöhnung durchzuführen.

Als erstes Blatt ist von Käthe Kollwitz „Der 18. März“ bereits erschienen. Es werden Blätter von Max Liebermann, Ekevogt, Warlach und Vedmann noch während dieses Winters folgen.

Das Blatt der Kollwitz zeigt uns eine dichtgedrängte Menge, die an den Gräbern der Märzgefallenen vorbeizieht. Männer und Frauen, Schwelbeladene, stehen als eine lebendige Mauer; zu ihren Füßen liegen in stummer Klage die Kränze, deren rote Schleifen wie ein Aufstehen der Sonne sind. Dies Mot ändert nicht das geringste an dem Schwarz-weiß-Charakter der Lithographie; es ist kein Versuch, ein Delbild vorzugaudern, es ist nur ein Ausdrucksfang innerhalb der stark komprimierten Zeichnung. Alle Vorzüge der schwarz-weißen Graphik eignen diesem Blatt der Kollwitz: die Festigkeit der ersten Empfindung, die Jungheit des seelischen Erlebnisses und die Monumentalität in der knappen Gestaltung.

Robert Breuer.

Kleines feuilleton.

Kunstgeschichtliches.

Albrecht Dürer und die Wundersau. Auf einem frühen Kupferstich Dürers ist „Die Mißgeburt eines Schweines“ dargestellt, und man hatte bisher für dieses interessante Dokument des univiersalen Interesses, das der große Meister für alle Dinge der Natur besaß, eine Stelle aus einer handschriftlichen Nürnberger Chronik angeführt, in der es heißt: „Im 1496. Jahr ward ein wunderlich Sau im Dorfe Landser geboren mit ein Haupt, vier Ohren, zwei Leib, acht Füß, auf den 6 stund sie, mit den andern zwei war sie umfangen um den Leib und hatte zwei Zungen.“ In ein neues interessantes geschichtliches Licht rückt nun diesen Dürerschen Stich E. Major in einem Aufsatze der Monatshefte für Kunstwissenschaft, indem er den Zusammenhang zwischen der Arbeit des Nürnberger Meisters und einem Baseler Holzschnitt nachweist, der ein bei Vergmann von Olpe 1496 gedrucktes Flugblatt von Sebastian Brant ziert. Das Flugblatt, das bald nach der Geburt des Schweines, die am 1. März 1496 erfolgte, herausgegeben worden ist, beruht auf eigener Betrachtung des Wundertieres durch Brant, dem der österreichische Amtmann der Burg Landser im Sundgau Christoph von Hattstatt die Sau zugesandt hatte. Der Dichter des Narrenschiffes erzählt davon in den deutschen Versen des Flugblattes, von denen wir einige etwas modernisiert wiedergeben:

„Dies gibt dies Sau anzeigen mir,
das wahrlich ist ein Wundertier,
so mir aus Landser gesendet hat

mein Herr Christoffel von Hattstatt
im März auf den ersten Tag.
Darob ich sonderlich erschraf.
Es war zu sehen grausam genug:
Vier Ohren und acht Füß sie trug,
ein Kopf, darin zwei Mägen stehn,
aus einem Hals zwei Zungen gehn.
Dies Sau vereint war oben so
als eine allein, doch unten zwo.
Dann nach dem Herzen teilt sie sich,
das Hinterteil zwei Säuen glich.“

Das Tier, das freilich nur noch eine Nacht lebte, wurde von dem Zeichner des Holzschnittes auf dem Flugblatt nach dem Leben abgebildet. Dahinter erscheint das Schloß von Landser, dessen Topographie, wie sich noch aus der Lage des heutigen Dorfes Landser im Kreise Wülhausen feststellen läßt, gut beobachtet war. Auf Dürers Kupferstich ist die Burg unzweifelhaft nach dieser Vorlage, wenn auch in einer viel meisterlicheren Form, dargestellt. Die Wundersau aber hat eine so veränderte Stellung, daß man annehmen möchte, Dürer habe nicht nur nach dem Flugblatt gearbeitet, sondern noch eine andere Zeichnung des Doppelschweines aus Basel nach Nürnberg geschickt erhalten. Dies kann nur durch Sebastian Brant geschehen sein, von dessen Beziehungen zu Dürer in jüngster Zeit einiges bekannt geworden ist. Der Kupferstich der Wundersau wäre also ein neuer Beweis dafür, daß die beiden größten Vertreter der Dichtung und bildenden Kunst ihrer Epoche miteinander in Verbindung standen.

Lebensblätter.

Robespierre als Rechtsanwalt. Soeben ist der erste Band der kritischen Ausgabe von Robespierres Werken, die nach Dokumenten aus den Archiven von Calais gearbeitet sind, erschienen. Dieser Band umfaßt die juristischen Arbeiten Robespierres. Dadurch wird die Aufmerksamkeit auf die Rechtsanwaltsstätigkeit des großen Revolutionärs gelenkt. Der Rechtsanwalt Maria Maximilian Jfdor von Robespierre hat sich der Ausarbeitung seiner Prozesse mit einem Feuereifer und einem ganz hervorragenden Pflichtgefühl gewidmet. Der erste Prozeß, den er vor den Schranken des Gerichts verfochten hat, enthielt sofort die ungeheure rhetorische Begabung des jungen Advokaten. Er hatte einen Kollegen wegen eines sonderbaren Vergehens zu verteidigen. Vissery de Bois-Balé, wie dieser hieß, war im Jahre 1780 angeklagt worden, weil er es gewagt hatte, auf dem Dache seines Hauses einen Vligableiter aufzustellen. Die Nachbarn sahen sich durch dieses gefährliche Instrument bedroht und verlangten die Entfernung des Vligableiters innerhalb 24 Stunden. Bois-Balé weigerte sich und so wurde das Gericht angerufen, vor dem Robespierre als Verteidiger erschien. Anstatt sich auf die Ausföhrung zu beschränken, daß der Vligableiter keine Gefahr für die Nachbarn habe, öffnete der zukünftige Volkströbner alle Schleusen seiner Veredamtheit und begann mit einem Dithyrambus über die Philosophie und die Wissenschaft Franklins: „Ein Mann ist in unseren Zeiten erschienen und hat es gewagt, die Menschen gegen das Feuer des Himmels in Schutz zu nehmen. Er hat zum Vlig gesagt: „So mußt du gehen; du mußt dich von den friedfertigen Wohnungen der Bürger entfernen; dieser Draht wird dich unter die Erde leiten, wo du, ohne weiteren Schaden anzurichten, rumoren kannst.“ Deshalb sei es also zu verwundern, daß Bois-Balé, ein begeisteter Verehrer von Franklin, dessen Erfindung auf dem Dache seines Hauses angebracht habe. Auch andere bedeutende Menschen jener Zeit hätten sich begeistert für den Vligableiter ausgesprochen. Sogar das Beispiel von Königen rief der Redner an: Katharina von Rußland, „die unsterbliche Semiramis des Nordens“, Maria Theresia und Josef II., „der Schmut eines Herrscherthrones“. Robespierres Veredamtheit trug den Sieg davon. Der Vligableiter Bois-Balés wurde wieder in seine Dachrechte eingesetzt.

Völkerrunde.

Die Giftfestigkeit der Australier. Es wird hervorgehoben, daß in Australien trotz der großen Häufigkeit von Giftschlangen kaum 10 Menschen im Jahre durch Bisse zugrunde gehen, während in Indien jährlich 20 000 dadurch ums Leben kommen. Als eine Erklärung dafür wird hauptsächlich der große Mut der Australier angeführt. Es ist für einen Jungen in Australien angeblich kein ungewöhnliches Erlebnis, daß er die Hand, die er in der Suche nach einem Kaninchen in ein Erdloch gesteckt hat, mit einer daran hängenden Giftschlange wieder herauszieht. Er greift aber sofort zu heldenhafteu Maßregeln, um sein Leben zu retten, indem er gewöhnlich das kleine Weil, das er bei der Kaninchenjagd immer mit sich führt, dazu benutzt, den gebissenen Finger sofort abzuhauen, oder er bittet einen seiner Gefährten um diesen Liebesdienst. Weht das aus irgend einem Grunde nicht an, so schneidet er mit einem Messer so tief in den Finger, daß der reichliche Blutfluß das Gift mit fortnimmt und bindet sich dann ein Tuch dicht um den Finger und den ganzen Arm, um die Verbreitung des etwa zurückgebliebenen Gifts in den Körper zu verhindern. Damit handelt er nur nach den Vorschriften, die von der Regierung des Staates Viktoria für solche Fälle erlassen und in jeder Staatsschule und auf jeder Eisenbahnstation durch Aushang bekannt gemacht worden sind.